



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vom Sklavenkind zum Gotteskind

Vom Sklavenskind zum Gotteskind

Von Schw. M. Ubalda

Vor einigen Jahren führte mich eine Missionstour nach Zanzibar, einer schönen Insel im Indischen Ozean, deren Name „Perle“ bedeutet. Araber werden in grauer Vorzeit mit Recht diese Insel als „Perle“ bezeichnet haben. Es blühte hier immer der eiträglichste Handel an dem weißen und dem sogenannten schwarzen Elfenbein, wie der Sklavenhandel genannt wurde.

Durch diese war es den Arabern möglich, reich beladene Schiffe mit Nelken und andern Gewürzen in alle Welt auszusenden und andere Schätze heimzuführen.

Sklaven wurden hier gesammelt und auf dem Markt verkauft und weiter hinauf bis Ägypten und nach Amerika versandt.

Heute ist kein Sklavenmarkt mehr in Zanzibar und das alte Stadtbild verändert sich immer mehr. Die engen Straßen müssen allmählich den breiten Autostraßen weichen. Man sieht nicht mehr die flinken Araber-Pferde durch die Straßen rennen mit muntern Glöckchen und leichtem Gefährt. Alles das muß den neuen Verkehrsmitteln Platz machen. Und doch hat diese sonntige Insel viel Leid und hilfloses Elend gesehen zur Zeit, als der Sklavenhandel noch blühte.

Die ersten Missionare, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Zanzibar kamen, fanden noch dieses trostlose Bild des Menschenhandels.

Ihre Berichte waren es, die eine große Frau, wie Mar. Theresia Ledochowska, antrieb, ihr ganzes Leben diesen armen Negern zu widmen und viele andere Seelen dafür zu begeistern.

Einer der ersten Missionare der Väter vom Heiligen Geist erzählt uns folgendes wahres Erlebnis eines armen Sklavenskindes, das nun schon lange seinen letzten Schlaf hält unter den hohen Palmen Zanzibars.

Aus dem Bericht des Kindes entnahm er folgendes: „Suema“, so war der heidnische Name des Kindes, gehörte einem Stamme an, der in der Nähe des Nyassa-Sees wohnte. Sie war noch sehr klein, als sie ihre Heimat verlassen mußte.

Das Heimatland war sehr fruchtbar, reich an Wäldern und Wild; ihr Vater ein kühner Elefantenjäger, war imstande, seine Familie reichlich zu ernähren und nach Negerbegriffen mit bunten Tüchern und Perlen zu kleiden.

Eines Tages sollte wieder eine große Jagd sein, an der auch Suemas Vater teilnahm. Als er mutig, wie immer, seiner Beute nachging, stand er plötzlich einem großen Löwen gegenüber, der ihn wutschnaubend anstierte. Dies hieß für ihn „Kampf oder Tod“. Ein Fehlstoß mit seinem Speere riß ihn

zu Boden, und ehe ihm jemand zu Hilfe kommen konnte, schleppte der starke Löwe den Mann ins Dickicht, wo niemand mehr etwas von ihm sah.

Nun war die Mutter allein mit ihren Kindern. Von dem Tage an, erzählte „Suema“, begann all unser Leid. Freude und Gesang hatten uns verlassen, nur Schatten rings um uns.

Von Gott und dem Himmel wußten wir nichts. Wir Kinder trauerten hilflos mit der Mutter um den Vater und Ernährer; zudem wurde auch noch durch Heuschreckenschwärme alles auf den Feldern vernichtet.

Es folgten Hungersnot und Krankheiten im Lande. Suemas Geschwister starben, sie blieb allein mit der Mutter. In ihrer Verzweiflung beschloß die Mutter, mit ihrem einzigen Kinde den Platz zu verlassen und anderswo ein Unterkommen zu suchen, wo die Mutter noch Bekannte wußte. Ein Mann wies ihnen dort eine leere Hütte an, gab ihnen etwas Land und „mtama“ zum Aussäen, den sie nach der Ernte zurückzahlen mußten. Aber auch hier hatten sie kein Glück. Die Saat vertrocknete, und Suemas Mutter konnte ihrem Gläubiger nichts zurückzahlen.

Plötzlich drang die Kunde zu ihnen, daß eine Araber-Karawane im Dorfe sei. Suema war zu jung, um zu begreifen, was diese Araber wollten, doch der Mutter wurden in jener Nacht die Haare weiß. Die böse Ahnung hatte die arme Mutter nicht getäuscht, in aller Frühe kam der Gläubiger mit dem Karawanenführer und verkaufte ihm Suema für 6 Ellen Stoff. Sie muß damals ein Kind von 10 Jahren gewesen sein.

Als der Araber sie beim Arme packte, um sie mit sich fortzuführen, brach bei der Mutter all ihr Jammer aus. —

Sie warf sich dem Araber zu Füßen und flehte: „Nehmt auch mich mit, ich kann noch arbeiten, nur trennt mich nicht von meinem Kinde, erbarme dich meiner, Herr.“ — Der Araber sagte zu, nicht aus Mitleid, sondern aus Gewinnsucht, konnte die Frau doch noch einen Elefantenzahn mit zur Küste tragen. Am nächsten Tage begann der schreckliche Transport.

Suema kam leicht voran mit ihrer kleinen Last, wohingegen ihre Mutter fast erlag unter der schweren Last des Elefantenzahnes; sie konnte mit den andern kaum Schritt halten.

Am dritten Tage kam sie vor Schwäche und Müdigkeit nicht mehr mit. An Stelle des Erbarmens, suchte man sie mit Stockschlägen voranzutreiben, zum größten Herzeleid Suemas, die ihre geliebte Mutter so gepeinigt sah.

Suema, als bessere Sklavenware, wurde mehr geschont und erhielt reichlicher Nahrung als ihre alte Mutter. An Rastplätzen versuchte das Mädchen, der Mutter von seiner Nahrung mitzuteilen, aber dafür erhielt sie Schläge, und als sie selber sich weigerte, zu essen, wurde sie wieder blutig geschlagen.

Eines Abends konnte die arme Mutter nicht mehr mit und blieb am Wege liegen. Niemand kümmerte sich um sie, als wertlose Ware überließ man sie ihrem Schicksal.

Als sich über die Lagerstelle tiefe Nacht gesenkt hatte, schlich sich Suema davon, den Weg zurück, zur Mutter.

Voll Freude schloß diese ihr Kind in die Arme, noch einmal flackerten die letzten Lebensgeister auf und mit großem Schmerz begann sie nach Stammesitte leise einen Totengesang zu singen, oder vielmehr zu klagen.

Im übergroßen Schmerz muß der Neger sein Leid laut klagen. So klagte die arme Frau.

„Suema, warum bist Du nicht gestorben mit Deinen Geschwistern. Ist eine Mutter nicht glücklich, die neben ihrer Kinder Gräber sterben kann. Unsere Gräber sind weit von uns jetzt, und Du gehst von mir für immer. O, wie unglücklich bin ich! Ich habe keine Kraft mehr, Dir zu folgen und kann auch nicht mehr zurück, zu den Gebeinen unserer Lieben.

Wo gehst Du hin, mein Kind? Sterben ist besser als Sklavin sein. Wer wird für Dich Sorge tragen, nicht mehr kann ich Dein Angesicht und Dein Haar waschen. Der kalte Morgentau und Regen waschen die Häupter der Waisen und Sklaven. Der feuchte Grund ist ihr Lager und nur das Grab ihre Heimat!“

So sang leise die sterbende Mutter, die nichts wußte von einem Vater im Himmel, der sich der Waisen und Bedrängten annimmt.

Das Kind, ermüdet von der Reise und Aufregung, schlief in den Armen der Mutter ein. Des Morgens wurde es durch Tritte und Stimmen von Menschen geweckt; es war der Araber mit seinen Gefährten. Er wollte Suema den Armen der Mutter entreißen, doch diese hielt sie krampfhaft fest. Er schleppte beide eine Weile hin und her, dann schrie er wütend: „Schlagt die Alte tot, schlägt sie tot mit Euren Stöcken.“ Ein Hagel von Schlägen fiel auf die Mutter hernieder, welche das Kind immer noch festhielt und mit erlöschender Stimme sprach: „Schlagt nur, schlägt, bis ich sterbe, ehe ich mich von meinem letzten Kinde trenne!“ Der Führer hört diese Worte und seine wilde Seele will ihr diesen Trost nicht gönnen. „Schlagt,“ ruft er, „schlägt tüchtig auf die Kleine.“ Diese stößt, von Schmerz überwunden, einen durchdringenden Schrei aus; die Mutter wird darob von ihrer Kraft verlassen, ihre Arme öffnen sich und das Kind wird ihr entrisen. Sie macht eine letzte Anstrengung, erhebt sich auf die Knie und streckt schmerzlich ihre beiden Hände nach der Richtung aus, wohin man Suema führt. Einen Augenblick später sieht das Kind sie zusammensinken. Ohne Zweifel hatte der Schmerz ihr den Tod gebracht. Suema wurde von einem Sklaven zur Karawane getragen. So lange sie konnte, sah sie nach der armen Mutter zurück, die auf

der Erde lang hingestreckt lag, bis ein Hügel sie ihren Blicken entzog. Die Reise ging unter namenlosen Beschwerden, unter Seelen- und Körperqualen dahin, bis man die Stadt Kiloa erreichte.

Mehrere Tage blieb die Karawane hier, um auszuruhen. Suema lag in einer dunklen Hütte, in der die armen Sklaven zusammengepfercht wurden. Niemand tat ihr etwas zuleid und sie hatte Wasser zur Genüge zu trinken. Hatten doch die armen Gefangenen auf den endlosen Steppenwegen entsetzlichen Durst gelitten. Nun sollten sie sich etwas erholen, um als preiswerte Ware abgeliefert zu werden. Das überstandene Unglück hatte indessen Suema unempfindlich gegen alles gemacht, so daß sie wie in einem Traume dahinbrütete. Aus diesem fast bewußtlosen Zustande wurde sie eines Morgens aufgerissen, um den zweiten Abschnitt der qualvollen Reise zu beginnen. Die Sklaven wurden auf ein Segelschiff gebracht, um nach Zanzibar geführt zu werden. Der Name Zanzibar, der Stadt, wo viele weiße Menschen wohnen, versetzte diese unwissenden Afrikaner in größten Schrecken. Denn die Weißen, zu denen sie auch die Araber rechneten, sind Menschenfresser, sagten alle. Zu dieser inneren Angst gesellten sich all die Leiden einer unausstehlichen Seefahrt, während welcher die „schwarze Ware“ wie Heringe zusammengepfercht war, so daß sie kaum atmen, viel weniger sich bewegen konnte. Von Hitze und Durst geplagt, dann wieder des Nachts mit Meerwasser, das vom Winde über den Rand des Schiffes gepeitscht wurde, übergossen, segelten sie sechs Tage und sechs Nächte dahin, nichts mehr wünschend, als daß der Tod sie befreie, bevor sie in die Hände der Menschenfresser fielen.

Das Schiff lief in den Hafen von Zanzibar ein, zwei Kanonenschüsse erdröhnten und man warf den Anker aus. Wie Suema in der Mitte ihrer Unglücksgefährten, die teils die weiße gemauerte Stadt bewunderten, teils ein Angstgeschrei erhoben in der Furcht, nun zur Schlachtbank geführt zu werden, aus dem Schiff vor das Zollhaus kam, wußte sie selbst nicht anzugeben, auch nicht wie lange sie dort auf dem Boden lag. Sie wurde von Fieberschauern geschüttelt, und als es dunkelte, befahl ihr ein fremder, vornehmer Mann in arabischer Kleidung, dessen Sprache der ihrigen ähnlich war, aufzustehen. Wie konnte das arme Kind stehen, nachdem es so namenlose Qualen an Leib und Seele erduldet hatte? In ihrer Angst bemühte sie sich, aufzustehen, fiel aber sofort wieder in sich zusammen. Da rief der Mann dem Karawanenführer zu: „Diese Sklavin ist verloren! Sechs Ellen Stoff, die Transportkosten zu Land und Meer und der Zoll verloren; das macht wenigstens 25 Franken! Führer, in Zukunft mache mir keine so ungeschickten Dinge mehr.“ Dann wandte er sich an zwei

große Neger und sagte: „Hamisi und Marfuki, packt dieses Uas in eine Strohmatte und tragt es auf den Leichenacker. Sie wird sich doch nicht erholen.“ Suema lag bewusstlos da, und die Sklaven hüllten die federleichte Last in eine Strohmatte und banden sie mit Kokosstricken zusammen. Den Pack an einem langen, über die Schulter gelegten Stocke tragend, brachten sie das Kind aus der Stadt hinaus.

Um jene Zeit war es, wo sich die ersten Missionare und Schwestern von der Insel Bourbon in Zanzibar niedergelassen hatten. Diese schauten mit blutendem Herzen dem schrecklichen Sklavenhandel zu, denn sie waren machtlos, jahrhundertelange Gebräuche abzuschaffen, bis europäische Mächte diesem entehrenden Menschenhandel ein Ende machten. Die armen Missionare konnten sich nur an die christliche Nächstenliebe wenden, die vieles opferte, um arme Sklaven auf dem Markte zu erhandeln und dadurch zu befreien. Noch leben Missionare, in deren Erinnerung die angsterfüllten Blicke dieser armen Sklaven stehen, wie sie flehten: „Weißer, kaufe Du mich.“ Und wie hart war es für ihn, wenn die ihm zu Gebote stehenden Mittel nur für wenige aus der großen Menge reichten, um sie zu befreien.

Gottes Vorsehung wachte indessen über Suema. Als sie so getragen wurde, kehrte ihr Bewußtsein zurück. Mit Schauern fühlte sie durch die Umhüllung hindurch, daß sie außerhalb der Stadt sei und über einen von Bäumen überschatteten Platz getragen wurde. Als die beiden Sklaven mit ihrer Last an Ort und Stelle waren, schaufelten sie keine zu tiefe Grube in dem sandigen Boden; sie wußten ja, daß Schakale und Hyänen die übrige Arbeit tun würden.

Nun war Suema lebendig begraben. Durch die Sandbedeckung hörte sie die Schritte der davoneilenden Sklaven. Nun erst brachte ihr ein schauerliches Entsetzen das volle Bewußtsein zurück; nein, gegen einen solchen Tod wehrte sich ihr junges Leben. Sie zerrte und riß an ihrer Umhüllung herum und nur mit großer Anstrengung gelang es ihr, eine Hand freizubekommen. So konnte sie den Sand vom Haupte wegscharren und das Gesicht so weit frei machen, daß sie frische Luft bekam und droben den nächtlichen Sternenhimmel sah. Sich weiter zu befreien, war ihr unmöglich, die Stricke waren zu fest geschnürt. Arme Suema, hilflos und verlassen! Zu beten wußte sie nicht, denn sie hörte ja nie von einem guten Vater im Himmel, nur von einem geheimnisvollen höheren Wesen, das man fürchtete.

Plötzlich machte ein schauerliches Geheul ihr das Blut in den Adern erstarren. Es waren Schakale, die an diesem Orte nach Beute suchten. Am Boden suchend und schnuppernd kamen sie immer näher, bis zu Suemas Grab. Sie fühlte, wie die häß-

lichen Tiere den Sand von ihren Füßen scharren und die Stricke zerrissen, dann, ein scharfer Biß in die Füße. Ein Schrei des Schmerzes und Entsetzens entrang sich des Kindes Kehle. Dann nahm ihm der Schrecken das Bewußtsein wieder.

Nun war das Maß der Leiden voll, und Gott wollte dieses arme, schuldlose Kind nicht zugrunde gehen lassen. Einen jungen Bourbonen wandelte an diesem Abende große Lust an, nach des Tages Hitze einen Ausgang zu machen. Mit der Flinte bewaffnet, wollte er den abscheulichen Hyänen und Schakalen zu Leibe rücken. Sobald die Dunkelheit eintritt, was in Zanzibar das ganze Jahr zwischen 6 und 7 Uhr geschieht, pflegten sie ihre Raubzüge zu beginnen und mit Vorliebe Gräber aufzuscharren.

So kam dieser Herr, von der Vorsehung geführt, in die Nähe von Suemas Grab. In der hellen Tropennacht bemerkte er bald ein Rudel Schakale, die ein Grab aufwühlten. Doch was war das, hörte er nicht von dort her einen menschlichen Schmerzensschrei? —

Ein Flintenschuß vertrieb die Tiere. Als er näher hinzutrat, sah er ein aufgescharrtes Grab, eine Strohmatte und Stricke, die teilweise zerrissen waren, und frisches Blut durchsickern. Er hob die Last empor, entfernte die Umhüllung und sah sofort, daß das Kind nicht tot, sondern nur ohnmächtig war. Mit tiefem Mitleid, denn er war ein guter Katholik, nahm er die leichte Last auf seine Arme und trug sie zur Mission zu den „Töchtern Mariens“, welche sie mit großem Erbarmen in Empfang nahmen.

Lang lag Suema bewußtlos da. Als sie zum ersten Male die Augen aufschlug, da lag sie in einem weißgetünchten Zimmer, in einem sauberen Bette. Eine weiße Frau, wie sie noch nie eine gesehen, saß bei ihr, Suema schloß die Augen wieder und dachte: nun bin ich gestorben und im „Peponi“, dem Ort der Geister. Sie suchte die Erinnerungen der letzten Zeit zu sammeln, und als sie nach einer Weile noch immer die weiße Frau (eine Schwester), an ihrem Bette sitzen sah, sagte sie leise: „Wann kommt die Mutter zu mir oder wo kann ich sie finden?“ Leise strich eine weiche Hand ihr übers Haupt und eine Stimme sagte: „Ruhe dich erst aus, mein Kind, die Mutter kommt später.“ Dann lag Suema viele Wochen krank mit bösen Wunden an den Füßen. Doch wurde sie mit soviel Liebe und Erbarmung gepflegt, daß mit den Leibeswunden auch die Seelenwunden genasen. Suema lernte Gott und seine heiligen Wahrheiten kennen und nun konnte sie beten und Trost am Kreuze finden, an dem der Heiland noch mehr litt als sie, und ganz unschuldig. Ihr weiches, unschuldiges Herz faßte leicht und schnell die göttlichen Wahrheiten. O, wie gerne wollte sie durch die heilige Taufe ein Kind Gottes werden. Nur eines,

nein, das konnte sie nicht, ihren Peinigern verzeihen, jene lieben, die ihre arme Mutter zu Tode geprügelt und ihr selbst so viel Leid angetan hatten. Da wollte sie lieber nicht getauft werden. Sie wollte nicht heucheln mit Worten, was sie im Herzen nicht fühlte.

Ihre Pflegerinnen hatten das zarte Mägdlein bald liebgewonnen, sie war so sanft und ruhig, durch Leiden früh gereift. Sie drängten sie auch zu keinem Entschlusse, sondern mahnten sie immer wieder, zur schmerzhaften Mutter zu beten, damit diese ihr die Gnade erlange, den Feinden verzeihen zu können. Ohne diese Gnade durfte Suema nicht getauft werden. Oft betrachtete Suema das Bild der schmerzhaften Mutter und hielt Zwiegespräch mit ihr. Wie konnte diese nur jenen Menschen verzeihen, ja, sie lieben, die ihr den einzigen Sohn getödet und so mißhandelt hatten?

Sie bat dann auch wohl um die Gnade des Verzeihens; aber sobald ihr der böse Karawanenführer und jene Menschen vor die Seele traten, die ihre Mutter und sie selbst so mißhandelten, wachten der Zorn und Haß von neuem auf. So kämpfte Suema lange Zeit zum Leid der guten Schwestern. Sie war sonst so willig und gelehrig und tat so treue Dienste bei der Pflege im Spital. Nur schwach und zart blieb sie nach all den Leiden; man sah, daß ihre Lebenszeit nicht lange dauern würde. Sie betete gern in der Kapelle, aber ihre Lippen wollten nicht aussprechen, was das Herz nicht fühlte, den Peinigern verzeihen und sie lieben. Das konnte sie aus sich nicht, bis es die Himmelsmutter ihr verleihen würde. Unerwartet sollte für sie diese Gnadenstunde kommen.

Suemas Geschichte spielte sich ab in der letzten Periode des Sklavenhandels. Schon waren Gesetze und Verbote dagegen erlassen, doch nur schwer ließen die Araber davon ab und suchten ihn nun heimlich zu betreiben, so daß die Regierung bewaffnet gegen solche Karawanen und Sklavenschiffe auftreten mußte. So war es auch zu einem Seegefecht gekommen, bei dem mehrere Araber tödliche Wunden erhielten. Und da die „Töchter Mariens“ alle Hilfsbedürftigen aufnahmen, ob Freund oder Feind, so wurden auch diese Schwerverwundeten ins Spital getragen.

Suema eilte bereitwillig herbei, um beim Waschen und Verbinden der Wunden kleine Dienstleistungen zu üben. Sie wollte Wasser und Tücher reichen, da fiel ihr Blick auf einen mit Blut überströmten Araber. Sie bebte am ganzen Körper, die Schüssel entfiel ihren Händen und Suema schaute ihren Todfeind an. Ja, er war es, der die Mutter zu Tode prügeln ließ, der sie selber so namenlos quälte, was nun? — Soll sie sich freuen, daß nun auch er so schwer leidet und gequält wird? Sie preßte die Hände auf das wildpochende Herz, sie flehte:

„Himmelsmutter, hilf mir die Feinde lieben, wie du sie geliebt hast.“ Einen Augenblick nur und die Gnade hat gesiegt. Noch zitternd, nahm sie die Hand ihrer Pflegerin und sagte: „Mutter, dort liegt mein Todfeind, aber ich kann verzeihen. Komm, ich will helfen, seine Wunden reinigen.“ Freudig drückte sie die gute Schwester ans Herz. „Nun wird alles gut werden, mein Kind.“ Gemeinschaftlich pflegten sie den Verwundeten, der im Wundfieber nicht wußte, was mit ihm geschah und wельch einen heldenmütigen Akt der Feindesliebe eine arme Sklavin an ihm ausübte.

Nun hatte die Gnade gesiegt, kein Hindernis stand der heiligen Taufe mehr im Wege, denn Suema war in allem gut unterrichtet. In der heiligen Taufe erhielt sie den Namen „Maria Magdalena“ nach einer wohlthätigen Dame so genannt, die Patenstelle an ihr vertrat. Im Taufkleide durfte sie auch bald die erste heilige Kommunion empfangen, und wir dürfen annehmen, daß sie auch damit geschmückt zum Himmel einging.

Sie wurde nie mehr kräftig und gesund, und nach ein paar Jährchen fand sie ihr Grab in geweihter Erde, in der Nähe ihrer großen Wohlthäterin und Patin, einer französischen Dame, deren Ruhestätte ein schlichter Grabstein deckt mit der Inschrift in der Suaheli-Sprache „Mama wa maskini amekufa“, d. h. Die Mutter der Armen ist gestorben! Diese gute Dame stellte ihr ganzes Vermögen, ihre letzten Lebensjahre in den Dienst der armen Sklavenneger.

So ruht das arme Sklavenkind als glückliches Gotteskind in heiligem Boden bei ihrer guten Taufmutter und einer Reihe Gräber von seeleneifrigen Missionaren, die nur allzu früh ihr Leben opfern mußten, und flehen nun sicher alle am Throne Gottes für die Missionen und deren Wohlthäter und Freunde.

A

Heiteres aus der Mission Von Schw. M. Epiphana, Rhodesia

Wir behandelten in der Schule das Geschlechtswort, und ich suchte den Kindern beizubringen, vor welche Wörter das weibliche Geschlechtswort zu setzen ist. Unter anderm kam das Wort „die Eisenbahn“. Da riefen einige wie aus einem Munde: „Aber wie-so, Schwester, erkläre uns das, warum die Eisenbahn weiblich ist.“ Schnell sprang ein schwarzer Hellkopf mir zur Hilfe, indem er triumphierend rief: „Schwester, ich habe es! Eine Mutter trägt die Kinder von einem Platz zum andern und die Eisenbahn trägt die Leute von einem Ort zum andern, und darum ist sie weiblich.“